



**Geschichtsverein Adliswil**

**Veröffentlichungen zur Adliswiler Geschichte, Teil 4:**

**Materialien zur Adliswiler Geschichte**

**C: Erinnerungen von Walter Landolt-Merz**

bearbeitet von Christian Sieber

## Vorbemerkung

Bei den Erinnerungen von Walter Landolt handelt es sich um Aufzeichnungen, die dem Geschichtsverein Adliswil von Heinz Binder, Adliswil, zur Verfügung gestellt wurden. Die Hervorhebungen im Text (**fett**) sowie die Ergänzungen und Bemerkungen (*kursiv und in eckigen Klammern*) stammen von Christian Sieber.

## „Erinnerungen I: Meine Jugendzeit 1917 bis 1934“

### Meine Vorfahren, Eltern und Geschwister

Ich bin am 25. August **1917** in Adliswil (Kanton Zürich) geboren und wurde auf den Namen Ernst Walter getauft. Meine Eltern wohnten an der damaligen **Webereistrasse Nr. 508** [= *Assekuranz-Nummer; die Adresse ist Webereistrasse Nr. 7*] und betrieben ein Ladengeschäft. Der Name Landolt ist seit gut vier Jahrhunderten in Adliswil heimisch. Wir sind darum auch Bürger dieses Ortes. Mein **Vater, Gottlieb Emanuel**, wuchs mit noch einer **Schwester**, genannt **Frieda**, am oberen Berghang der Albiskette auf. Das Gehöft muss über Generationen von Landolts bewohnt gewesen sein. Denn noch heute heisst jenes abgelegene Bauernquartier „im Landolt“. Eine Junker-Landolt-Strasse führt von der Albisstrasse in die dortigen beim „Kleinen Rigi“ gelegenen Häuser.

Mein **Grossvater, Gottlieb Landolt** und seine **Gattin**, geborene **Frymann**, wohnten in jenem abgelegenen Berggehöft. Neben ihrem primitiven Bauernhaus pflegten sie am sonnenseitig gelegenen Hang einen kleinen **Rebberg**. Als kleiner Knabe hat mich der Vater oft dorthin mitgenommen. Wahrscheinlich hatten meine Grosseltern dort auch eine kleine Landwirtschaft, vielleicht ein paar Ziegen, Hühner, Kaninchen und lebten wie die meisten Leute der damaligen Zeit, in äusserster Bescheidenheit.

Gegen Ende des 19. Jahrhunderts, so um 1890 [*bereits 1862/63*] wurde in Adliswil die **Seidenweberei** eingeführt. Die Wasserkraft der Sihl bot für einen Fabrikbetrieb günstige Voraussetzungen. Auf dem rechtsseitigen Ufer, gegenüber der heutigen Bahnstation Gontenbach, wurde ein langer Kanal gegraben. Das von der Sihl abgeleitete Wasser trieb über Wasserräder die Transmissionen der neuerstellten Mechanischen Seidenweberei Adliswil. Meine **Grosseltern** folgten vielen andern Dorfbewohnern und fanden Arbeit in der Fabrik. Die Arbeitszeiten dauerten damals, wenn ich nicht irre, von frühmorgens 6 bis 12 Uhr, dann von halb 2 bis 6 Uhr abends, auch samstags. Da die Eltern unter diesen Umständen fast den ganzen Tag in der Fabrik weilten, mussten die Kinder zu Hause das Kochen besorgen. Auch mein **Vater** hat diese Arbeit, gewiss zusammen mit seiner **Schwester Frieda**, über viele Jahre getan.

Dem Schulbesuch in damaliger Zeit fragte man nicht viel nach. Für Kinder, die weit oben am Berg wohnten, war es ein weiter Weg, umso mehr, als eines der ersten Schulhäuser gerade an dieser Webereistrasse eingerichtet wurde. 6 Jahre Schulbesuch genühten vollauf, damit die Kinder doch zählen, rechnen, schreiben, auch Gedichte und Lieder aufsagen konnten. Als weiteren Unterricht durften Knaben und Mädchen dann noch etwa 2 Jahre die „Repetierschule“ besuchen.

Da in Adliswil um 1890 noch keine Kirche bestand, mussten alle Schüler zum Religionsunterricht nach Kilchberg hinauf. Grössere Knaben hatten in der dortigen Kirche am Sonntag auch die Glocken zu läuten. Und schliesslich schloss die Konfirmationsfeier in der Kirche zu Kilchberg den weiten jahrelang gemachten Kirchengang ab.

### Das Landolt-Haus an der Webereistrasse

Als es an dieser Strasse, im Volksmund **Fabrikstrasse** genannt, ein älteres Haus zu kaufen gab, zogen **Grossvater** und **Grossmutter** Landolt ins Dorf, um näher bei der Fabrik zu sein. Jetzt hatten sie viermal täglich nur noch je eine Viertelstunde zur Arbeit zu gehen. Im gleichen Haus an der **Webereistrasse 508** wohnten auch noch einige **ledige Geschwister** von Grossvater Gottlieb. Alle gingen fleissig in die Fabrik. Der Schule entlassen, wurde auch der junge **Gottlieb Landolt** in der Seidenweberei

angestellt. Er erlernte das Handwerk eines „Liseurs“, wie der Fachausdruck hiess. Mit seinen Eltern und Tanten wohnte also mein Vater schon in dem Hause, wo ich viele Jahre später das Licht der Welt erblicken durfte.

### **Meine Eltern**

Meinem Vater behagte das Fabriklerleben nicht auf die Länge. Er, der in rauher Bergesluft und in fast klösterlicher Einsamkeit aufgewachsen war, wollte und konnte sich nicht in einem staub- und lärmgefüllten Fabriksaal zurechtfinden. In die weite Ferne konnte er sich zwar nicht begeben. Aber schliesslich fand er eine leichte Bürostelle in einem Zürcher Geschäftshaus. Den gut aussehenden Burschen vom Lande konnte man schon gebrauchen, sei es für Ausläuferdienste oder auch als Handlanger in einem fast mittelalterlichen „Kontor“ im „Zürcherhof“. Nebenbemerkung: Fast eine Generation später war es der filius, also ich, Walter Landolt, der in jenem gleichen „Zürcherhof“ für 9 Jahre kaufmännischer Angestellter der Zentralverwaltung der Krankenkasse Helvetia wurde!

Aber immer nach Zürich zu reisen (wie weiss ich nicht) behagte dem Vater nicht. Er hatte eine Idee. Jeden Tag wanderten ja Hunderte von Fabriklern an seinem Haus an der Webereistrasse vorbei und zwar viermal des Tages. Im kleinen Dorfe Adliswil gab es sozusagen fast keine Geschäfte. Nur ennet der Sihl, im Dorfkern, hatte die Fabrik einen Laden, eine Art von **Konsum**, wie man sagte. Vater Gottlieb Landolt entdeckte also, würde man heute sagen, eine Marktlücke.

Bei den Landolts an der Webereistrasse gab es Veränderungen. [**Gross-]Mutter Landolt-Frymann** war gestorben, die **Schwester Frieda** verheiratete sich mit **Gottfried Richner** und zog in die Buttenau. Der älter gewordene **Grossvater** zog auch dorthin. In das heiratsfähige Alter gekommen, fand mein **Vater** eine junge nette Tochter. Sie war aber nicht vom selben Dorfe, sondern kam von jenseits des Zürichsees. Die beiden hatten einander einmal gesehen anlässlich eines **Auffahrtsfestes der Heilsarmee** im grossen Zelt auf dem Bürkliplatz in Zürich. So verlobte sich mein Vater mit **Maria Magdalena Hofmann** von Herrliberg und im Jahre **1906** gaben sie sich in der **Methodistenkapelle** Adliswil das Jawort zum gemeinsamen Lebensweg. Die frisch verheirateten Leute zogen in eine kleine Wohnung in diesem Hause Landolt an der Webereistrasse. Mag sein, dass zu dieser Zeit der junge Ehemann wieder in die **Fabrik** ging, um seiner jungen Gattin den Zahltag heimzubringen. Aber die Idee der gefundenen Marktlücke liess ihn nicht mehr los. So kam es zur Gründung eines **Ladengeschäfts** an der Webereistrasse.

Die kleine zuerst bezogene Wohnung wurde zu einem Verkaufsladen ausgebaut. Zwei grosse Schaufenster, direkt an der Strasse, zierten fortan die Hausmauer. In den ehemaligen Wohnzimmern wurden Warengestelle eingebaut. Der Holzofen konnte stehen bleiben. Die **junge Familie Landolt** konnte nun in die verlassene grossväterliche Wohnung umsiedeln. Die drei ledigen Geschwister des Grossvaters hausten über den neuen Ladenräumlichkeiten.

Einen besonderen Eingang zum Laden gab es nicht. Die Leute kamen von der Strasse die steinere Treppe herauf, traten in den langen Hausgang, der Wohnung und Geschäft trennte. Dann läuteten die Kunden an einer **Hausglocke**, die „elektrisch“ von einer in Säurewasser liegenden Batterie gespiessen wurde. Dann kam Frau Landolt aus der Wohnungstüre, begrüsst die Kunden und öffnete die Ladentüre gegenüber und man trat ins Geschäft.

In der Zeit zwischen **1906** und **1910** gab es noch kein **elektrisches Licht**. Aber das **Gas** war angeschlossen. Auf einem der beiden alten Holzherde in der Küche, „Chouscht“ genannt, stand jetzt auf einem Blech ein moderner Gaskocher mit zwei Brennern. Von der Stubendecke hing eine dünne Röhre herab, durch die das Gas irgendwie zum Leuchten gebracht und damit das Wohnzimmer sogar des Nachts erhellt werden konnte. Ich habe in den Zwanzigerjahren als Schulbub die später abgekoppelte Gasleitung an der Stubendecke immer noch gesehen.

Mein Vater war mit seiner Geschäftsidee gut beraten. In Zürich kauften er und unsere Mutter jeweils in gewissen Engros-Firmen die Waren ein. Wollstrangen in allen Farben, kleine und grosse Damenkleidchen, Unterwäsche, Socken, Schürzen, Hemden und Nähfaden, für damalige Begriffe eine ansehnliche Auswahl an **Kleidungsstücken** für gross und klein, alt und jung. Und in hölzernen Gestellen lagen Dutzende von dicken Stoffballen. Denn zu jener Zeit kaufte man das Tuch am Meter und schneiderte daraus selbst die Röcke, Hemden, Schürzen und Leintücher. Den kleineren Zutaten wie Zwirn, und Nähfaden, Strick- und Nähadeln und Hosenknöpfe und Elastrollen sagte man „Gänggeli-

waren“ aus dem französischen quincallerie. Aber nicht genug. Bald waren in vielen Gestellen noch unzählige Schuhschachteln aufgetürmt. Es gab eisengenagelte Bergschuhe für Bauern, Bergsteiger und Soldaten, hohes Schuhwerk für Arbeiter und die mit Winterpflatsch zu begehenden Strassen. Aber natürlich auch warme Finken und moderne Lackschühlein für bessere Damen. Dazu konnte man die in allen Farben glänzenden Schuhwachsen und Yuchtenfett-Büchsen kaufen. Fortan war je ein **Schaufenster** mit Schuhen, Sandalen und Finken dekoriert und eines mit den modeträchtigen farbigen Damenartikeln und Weisswaren.

Der Laden an der Webereistrasse zog die Aufmerksamkeit der hier täglich vorbeirauschenden Fabrikler auf sich. Die Kundschaft wuchs und mit den Jahren auch die Auswahl und Menge der angebotenen Artikel. Gesetzlich geregelte Öffnungszeiten kannte man nicht. Am **Samstagabend**, wenn die Leute mit dem **Zahltag** aus der Fabrik kamen, war Grosszulauf. Meine Eltern mussten dann oft bis nachts zehn Uhr „krämerei“. Jeden Abend wurden vor den grossen Schaufenstern die eisernen Rollstoren heruntergezogen. Und an den Samstagen hängte der Vater im Ladeninnern vor allen Fenstern noch einen extra starken hölzernen „Ballen“ ein. Denn am Sonntag wurde nicht geschäftet. Da ging die ganze und immer grösser werdende Familie zur Kirche, das heisst, in die schöne und grosse **Methodistenkapelle** an der Grundstrasse.

### Meine Geschwister

Im Jahre **1907** kam Landolts erstes Bublein zur Welt. Er wurde auf den Namen **Gottlieb Eugen** getauft. Der Grossvater hiess doch Gottlieb, der Vater hiess Gottlieb, also sollte doch der „Thronfolger“ in der Landolt-Dynastie auch Gottlieb heissen!

Im Jahre **1910** wurde der jungen Familie Landolt-Hofmann die erste Tochter, **Margaretha** genannt, geschenkt. Und zwei Jahre später, anno **1912** folgte die zweite Tochter, die **Hanna** getauft wurde. Selbstverständlich gingen die Frauen wegen einer Geburt nicht ins Spital. An der gleichen Strasse wohnte Familie Reiher. Er war Schumacher und seine Frau **Hebamme**. Diese Frau Reiher hat damals sozusagen allen Müttern geholfen, ihre Nachkommen daheim zur Welt zu bringen.

Der **Erste Weltkrieg** brach im Jahre 1914 aus. Mein Vater hat mir später erzählt, wie der Nachbar Egolf an jenem 1. August durch die Strassen zog, um mit seinem Feuerhorn Lärm zu machen und die wehrfähigen Soldaten aufforderte, sich zur Mobilisation zu stellen.

Auch unser Vater musste einrücken. Er war Militär-Trompeter und hatte die Rekrutenschule anno 1899 absolviert. Jetzt galt es ernst. Die Dienstzeiten während der Grenzbesetzung **1914–1918** waren lang. Oft monatelang konnten die Soldaten, Väter und Söhne nicht nach Hause. Mein Vater war im Tessin stationiert und musste auf dem Monte Tamaro nicht nur Musik machen, sondern mit der Sanitätstruppe strenge Übungen absolvieren. (Kleines Nebengeräusch: ich schreibe diese Zeilen ausgerechnet in Monti ob Locarno im Blick gegen den Monte Tamaro!)

Von Zeit zu Zeit durfte die Trompeter-Einheit den höheren Kommandostellen jeweils ein Stündchen bringen. Das waren für die braven Hüter der Schweizergrenze Tage guter Verpflegung und gehobener Stimmung! Die Trompeter hätten nämlich nicht nur rassige Märsche gespielt, sondern nach einem guten Trunk des süffigen Merlot auch schön und kräftig gesungen!

Diese ganze Grenzbesetzungszeit war auch damals schon für die zu Hause bleibenden Frauen und Mütter eine grosse Belastung. Auch unsere Mutter musste jetzt, mit drei Kleinkindern am Schosszipfel, das Geschäft allein weiter betreiben. Zwar stunden ihr ab und zu Kindermädchen zur Seite, halfen im Haushalt und besorgten die Kleinen. Aber der Laden hatte immer gute Kundschaft, und das eben zu jeder Tag- oder Nachtstunde. **Mutter Maria Landolt** war von Beruf Knabenschneiderin gewesen und konnte den nährfreudigen Frauen guten Rat geben.

Im Jahre **1917** kam auch **ich** in die Familie Landolt-Hofmann. Nun hatte Mama 4 Zöglinge, das Geschäft, und der Krieg war noch nicht zu Ende. Vater war immer noch und immer wieder wochenlang im Dienst. Lohnausfall-Entschädigung kannte man noch lange nicht. Papa hatte ja im Militär Essen und Kleidung und seine Trompete. Dazu noch einen kleinen Sold. Aber die Mama zuhause musste allein einkaufen gehen nach Zürich, meist zu Fuss bis Wollishofen und von dort mit dem Tram bis ins Zentrum. Dann musste sie Spesen und Gewinn-Marge errechnen, die Preise fixieren, Verkäu-

ferin spielen, die Kasse führen und allen 4 Kindern gute Mutter sein. Wie konnte sie nur alles bewältigen?

Sonntag ist's! So beginnt ein schönes altes Kirchenlied. Und am Sonntag wurde bei Landolt's nicht gekrämer. Da waren die Schaufenster mit den eisernen Storen zugemacht und die Eingangstüre von der Strasse her verschlossen. Nur die hintere Haustüre blieb offen für den Familiengebrauch.

Es war für unsere Eltern selbstverständlich, dass man am Sonntag zur Kirche ging. Der Vater gehörte der **Methodisten-Gemeinde** an. Die Mutter hatte zur **Chrischona-Gemeinschaft** gehört. Aber seit ihrer Verheiratung gingen beide immer zu den Methodisten in ihre schöne Kapelle. Dort wurden wir Kinder denn auch alle **getauft**. Die Methodisten hatten ihren Versammlungsraum schon zum dritten Mal wechseln und vergrössern müssen. Als noch keine evangelische Kirche auf dem Oberdillihügel bestand, hatten die Methodisten dort in der Nähe einen Saal in einem **Privathaus** eingerichtet. Als der Zulauf grösser wurde, konnte an der Kilchbergstrasse eine richtige **Kapelle** gebaut werden. Als auch dieser Raum zu klein wurde, errichtete die „Bischöfliche Methodistenkirche“ in Adliswil ihr **drittes Gotteshaus** an der Grundstrasse. Ein englisches, kunstvoll mit roten Sichtbacksteinen gebautes Gebäude mit Seitentürmchen wurde **1895** eingeweiht.

Das neue Gotteshaus war bestückt mit langen hölzernen Bänken für gute **200 Besucher**. Auf halber Höhe umgab den Saal eine breite Empore und vorn in der Mitte erhob sich eine stolze und hohe Kanzel. Denn Gottes Wort und seine Verkündigung sollte auch so sichtbar im Mittelpunkt stehen. Vor der Kanzel konnte man für die Abendmahls- und Hochzeitsfeiern einen dunkeln „Altar“ aufstellen. Ein hölzerner Hag mit gepolstertem Kniebrett. Dort knieten bei **Evangelisationen** die Busfertigen. Dort empfingen die Brautleute kniend den Segen des Pastors. Dort knieten auch jeweils die Empfänger des heiligen Abendmahles und nahmen aus der Hand des tiefschwarz gekleideten Seelsorgers Brot und Kelch in Empfang.

Ich mag mich erinnern, dass zum Abendmahl ältere Frauen einen durchsichtigen Schleier vor dem Gesicht trugen. Wenn sie das heilige Brot und den heiligen Kelch zum Munde führten, mussten sie dann den Schleier ein wenig mit der linken Hand emporheben, um den Mund frei zu bekommen.

Zur Begleitung der grossen sangesfreudigen Gemeinde stand ein Harmonium zur Verfügung. Der **Harmonium**-Organist musste dann mit beiden Füissen eifrig die Pedale treten, um bei Forte und vollem Werk genügend Luft in die Stimmen aller ausgezogenen Register zu pumpen.

Diese Kapelle an der Grundstrasse war für die Landolts verschiedener Generationen die **Heimstätte geistlichen Lebens**. Die Zugehörigkeit zu dieser Freikirche übertrug sich von den Grosseltern auf die Eltern und auf uns Kinder. In früheren Jahren wurde nach dem Gottesdienst am Sonntag zweimal Sonntagschule gehalten. Sozusagen die ganze **Dorfjugend** strömte in die Kapelle. Es gab ja an den Sonntagen auch fast keine andere Abwechslung und viele Eltern waren froh, dann für eine Zeit ihre **Kinderschar gut betreut** zu wissen.

Jedes Jahr fanden in dieser schönen Kapelle wochenlange **Evangelisationen** statt. Nach einer vom auswärtigen Evangelisten durch Mark und Bein gegangenen Predigt mit intensiver Aufforderung zur Bekehrung, folgte die „Nachversammlung“. Wer sich angesprochen fühlte oder seelsorgerlich betreut werden mochte, blieb in der Kapelle zurück. Der Prediger nahm sich solcher Seelen an und betete für sie und mit ihnen. Jedenfalls kamen Menschen zum Glauben an Jesus Christus und bezeugten es dann auch an ihrem Arbeitsplatz. Trotz harten Arbeitsbedingungen und wenig Freizeit waren es einfache **Fabrikler**, die die Gottesdienste nie missten und so eine Gemeinde bildeten, die innerlich und äusserlich wachsen und gedeihen durfte.

Zur Verschönerung der Gottesdienste und für besondere Feiern bestund ein kräftiger **Posaunenchor** und der sogenannte „Zions-Sänger-Verein“, ein Chor von Sängern und Sängerinnen. Dieser Gemischte Chor trat fast jeden Sonntag auf und bot erweckliche Lieder dar. Als **1918** eine böse Nachkriegs-**Grippe** unser Land heimsuchte, da riss die heimtückische Krankheit auch böse Lücken in den Chor. Zeitweise wurde wegen Ansteckungsgefahr der Versammlungs- und Vereinsbesuch verboten.

Mit einer lebendigen Gemeinde eng und aktiv verbunden zu sein, das waren die tragenden Grundpfeiler einer harmonischen Ehe unserer Eltern. Weder Geschäftsleben noch die Nachteile der vierjährigen Grenzbesetzung vermochten unsere Eltern davon abzuhalten, Gottesdienste und Bibelstunden, Posaunenchor- und Gesangsübungen fleissig zu besuchen. Sie wussten es: nicht an Geld und Gut, sondern an Gottes Segen ist alles gelegen!

Im Dezember **1922** durfte unsere Mama nochmals Mutterfreuden erleben. Kurz vor Weihnachten schenkte sie wieder einem Mädchen, **Marie-Martha** genannt, das Leben. Ich, **Walter**, war damals 5-jährig und erinnere mich gut an jenen Tag. Im kleinen Nebenstübchen hörten wir plötzlich Kindergeschrei und bald darauf durften auch wir, schon ältere Geschwister das jüngste Bébé in Augenschein nehmen. Frau Reiher hatte wieder gute Arbeit geleistet.

### **Meine Schulzeit**

Im Jahre **1924** durfte oder musste auch ich in die Schule gehen. Ich erinnere mich, als Mama sagte: „Ach, jetzt musst du auch schon jeden Tag zur Schule gehen. Ich hätte dich gerne noch ein wenig bei mir gehabt.“

Ich war auch gar nicht begeistert, jeden Tag nun mit meinem neuen Thek über die Sihlbrücke zu wandern und im „neuen“ **Schulhaus** die Bank zu drücken. Eines Tages kehrte ich denn auch gleich wieder weinend nach Hause bevor die Schule begonnen hatte. Was war der Grund meiner Traurigkeit? Die Lehrerin hatte mich beim Begrüssen „Walter“ und nicht „Walterli“ genannt. Meine Schwester Hanny nahm mich dann an der Hand und brachte mich ins Schulzimmer.

Die Lehrerin der 1. Klasse hiess **Frl. Kuhn**. Nach einem halben Jahr wurde sie krank und starb. Dann übernahm **Frl. [Pauline] Weber** die verwaiste Klasse. Das 2. und 3. Schuljahr verbrachten wir bei Lehrer **[Jakob] Maurer**. Dann folgte für die weiteren 3 Primarschuljahre Lehrer **Reinhard Ochsner**. Für diese Schulzeit wechselten wir ins „alte“ **Schulhaus**. Das hatte sehr niedrige Zimmer. Im Winter wurde der in der Mitte des Zimmers stehende Eisenofen eingeheizt. Das machte Schulabwart Ammann. Lehrer Ochsner hatte zunächst eine Doppelklasse. Auf der einen Seite waren wir Viertklässler; auf der andern Seite hockten die Sechstklässler.

Für die 5. und 6. Klasse waren wir dann als einzige Schulklasse mit Herr Ochsner zusammen. Wir nahmen das Leben so leicht wie möglich, waren Buben und Mädchen wie sie eben sind in diesem Alter. Aber Lehrer Ochsner war ein guter Lehrer. Jeden Morgen vor Schulbeginn rief er die ganze Klasse zusammen und wir sangen als Einstieg in den neuen Tag ein Lied. Ab und zu machten wir auch Lausbubenstreiche. So nahm ich eines Tages eine kleine Spielorgel mit mir und liess das Ding unter der Bank ertönen. Wenn dann aller Blicke sich nach dem Getön umschaute, stellte ich die Maschine ab. Niemand, auch der Lehrer nicht, hat je herausgefunden, wer der Übeltäter war.

### **S'Linsemaier-Zuckerbrot**

Als ich in der 6.Klasse war, ging auch schon mein jüngstes Schwesterlein, **Marieli**, zur Schule. Mein Nebenschüler auf der gleichen Schulbank war **Walter Linsenmaier**. Sein Vater war damals Gipser und Tierausstopfer (Präparator). Seine Mutter führte das **Restaurant „Rössli“** im Dorf. Walter Linsenmaier spielte am Abend den Gästen auf seiner Handorgel vor, denn Radio und Fernsehen gab's damals noch nicht. Zum Znüni bekam nun Walter jeden Morgen ein doppeltes Butterbrot, inwendig reichlich mit Zucker bestreut. Aber Walti Linsi, wie wir ihn nannten, mochte es in der Schulpause nicht essen. Er gab es mir. Dann sprang jedes Mal Marieli herzu und wir teilten das Linsi-Brot und assen es genüsslich auf.

### **Schulbuben in der Freizeit**

Natürlich bekamen wir in den oberen Klassen unsere Hausaufgaben. Mehr oder weniger machten wir eben, was unbedingt gemacht werden musste. Aber bei schönem Wetter, besonders im warmen Sommer, lockte dann halt doch die Natur um draussen herumzutollen. Weil die Strassen noch nicht geteert waren, lag bei heissen Tagen viel Staub auf allen Wegen. Dann kam der **Spritzenwagen**. So ein runder Tankwagen mit Spritzvorrichtung hinten. Der hatte die staubigen Strassen zu berieseln. Wir Buben sofort hinten drein, denn der Wagen, von zwei Pferden gezogen, fuhr ja nur langsam um das kostbare Nass auf die Strasse regnen zu lassen. Wir streckten unsere nackten Beine unter die Spritzdüsen und liessen den kühlen Strahl gerne auch mal ins Gesicht stieben.

**Verkriechen** konnten wir uns gelegentlich in die grossen Kanalisationsröhren, die den **Relstenbach** beim Bahnhof oder den **Krebsbach** an der Kilchbergstrasse in ihren dunkeln Schlund aufnehmen. Als die alte Holzbrücke über die Sihl noch stand [*bis 1926/27*], fanden wir es interessant, im

Gebälk herumzuklettern. Man musste nur aufpassen, nicht abzugleiten und in die Sihl hinunter zu plumpsen.

Neben dem „neuen“ Schulhaus sprudelte der **Schulhaus-Brunnen** aus zwei Röhren in die zwei steinernen Tröge. Dieser Brunnen-Platz hatte nur einen Zugang vom Pausenplatz her und war hinten eingezäunt. Während einem freien Nachmittag fanden **Albert Ochsner** und ich es lustig, die Röhren mit den Händen so zuzuhalten, dass der Wasserdruck weit über den Brunnentrog hinausstritzte. Als plötzlich der gefürchtete Schulabwart Ammann heranpirschte und uns drohend zurief: „I will eu scho fürs Sprütze!“ Im nächsten Augenblick waren wir auf dem Boden hinter dem Brunnen. Aber von dort war kein Entkommen. Der Schulabwart suchte uns zu erhaschen, einmal auf dieser Seite, einmal auf der andern Seite des Brunnens. Immer rannten wir in die Gegenrichtung. Als er beinahe den Albert erwischt hatte, raste ich im tausend Tempo links an ihm vorbei. Und meinen Freund konnte er auch nicht schnappen.

### **Eislaufen auf der Sihl und auf dem Zürichsee**

Zu Weihnachten **1929**, also in der 5. Klasse, bekam ich von meinem **Götti Gottfried Hofmann** ein paar Schlittschuhe. Man musste sie damals an den hohen Schuhen, die man sowieso im Winter trug, am Absatz und an den Sohlen ankleben. Eine Schraubvorrichtung ermöglichte das An- und Abmontieren. Deshalb nannte man diese Schlittschuhe „Örgeli-Schliifschue“.

Die **Sihl** war im Winter fast **zugefroren**. Nur eine kleine Rinne, wo es am tiefsten war und das Wasser immer noch floss, war nicht mit Eis bedeckt. Wir hatten zwar rund um Adliswil auch einige andere Eislauf-Möglichkeiten. Entweder halbwegs nach Zürich, im Moos-Weiher beim Wasserkraftwerk Wollishofen, oder im Nidelbad-Seelein, Das war aber immer je eine halbe Stunde Marsch hin und her. Wir bevorzugten deshalb das Eis auf der Sihl, wenn es da war.

Ich konnte auch bald ein bisschen auf meinen neuen Schlittschuhen herumkurven. Eines Nachmittags hatte es schon viele junge Leute auf der zugefrorenen Sihl. Ich zog meine Kreise, immer grösser, immer weiter, sogar bis in die Nähe des noch offenen Wassers. Und da plötzlich gab das Eis unter meinen Füßen nach. Ich sank ins kalte Wasser, konnte gerade noch meine Arme weit ausstrecken und um Hilfe rufen. Sogleich kam ein älterer Schüler herbei und zog mich aus dem nassen Loch. Stracks ging ich nach Hause; sagte aber Mama natürlich nichts von dem Vorfall. Ich hätte wohl nicht mehr Eislaufen gehen dürfen. Nasse Schuhe, Strümpfe und Hosen hatte man ja immer, wenn man vom „Wintersport“ nach Hause kam.

Im selben Winter, **1929/30** gab es wieder einmal eine „**Seegfrörni**“. Auch mein Vater hatte Schlittschuhe. So wanderten wir am Sonntagnachmittag nach Kilchberg, zogen unsere Schlittschuhe an und kurvten auf dem grünblanken Eis herum. Wir überquerten „zu Fuss“ den Zürichsee von Kilchberg bis hinüber nach Erlenbach, von dort seeaufwärts nach Meilen und dann nochmals über den See bis Horgen und zurück nach Kilchberg. Mein Vater hatte ein 5 Meter langes Seil mitgenommen. Er zog mich daran und liess mich dann in einem weiten Kreis um ihn herum sausen.

In der Schule mussten wir unsere Erlebnisse mit der „Seegfrörni“ als Aufsatz niederschreiben. Lehrer Ochsner taxierte mein Eislaufen auf dem Zürichsee als „sehr gut“.

### **Hausarbeiten**

Als wir Kinder zu Hause grösser wurden, da hiess es auch bald einmal mithelfen. Mithelfen im Haushalt, beim Abwaschen und Abtrocknen, verschiedene Böden fegen, Schuhe putzen und posten gehen. An den Samstagen war immer grosser Hausputz. Wir Schulpflichtigen kamen zwar immer erst um 12 Uhr nach Hause. Dann hatte die Mutter einen Arbeitszettel für jedes Kind bereit. Gottlieb, als der Älteste, ging bereits zu **Gärtner Gut** in die Gärtnerlehre. Auch samstags war dort bis in den Abend hinein strenge Arbeit gefordert. Meine beiden grösseren Schwestern Margrit und Hanny mussten die Küche putzen, die Fenster reinigen, gelegentlich den bretternen Stubenboden und das Gängli aufwaschen und neu einwischen. Daneben galt es Socken zu lismen und Bubenhosen zu flicken. Mir oblag gewöhnlich jeden Samstag das „Möschputzen“. Wir hatten ja messing-goldene Türfallen, da und dort goldene Knöpfe bei Schubläden und vor allem mussten die goldenen Schalen der kleinen Küchenwaage auf Hochglanz kommen.

Die steinere Kalktreppe vor dem Hauseingang bedurfte auch jeden Samstag der Reinigung. Da waren die Leute mit ihren dreckigen Schuhen heraufgekommen, um in den Laden zu gehen. Also wurde die ganze Treppe nass abgewaschen, dann mit einem weissen Kalkstein bestrichen und mit Bürste und Lappen sonntäglich aufpoliert. Auch das Schuheputzen für die ganze Familie oblag mir. Da stunden doppelt soviele Schuhpaare, wie Leute in der vergangenen Woche im Hause und im Garten herumgetrampelt waren. Alles musste glänzen, weil der morgige Tag Sonntag, Tag des Herrn war.

Eine weitere wöchentlich anfallende Arbeit für mich als Bub war das WC, von uns **Abort** oder kurz Abee genannt. Das WC war nicht im Hause drin, sondern ausserhalb an der Aussenmauer angebaut. Es war einfach ein Brettverschlag, so wie es Arbeiter aufstellen, wenn ein Haus gebaut wird. Durch die Ritzen kam viel Frischluft, aber im Winter bei 10 bis 30 Grad unter null musste man halt auch dort sein Geschäft verrichten. Weder Heizung noch Licht noch eine Wasserspülung war vorhanden. Alles „ging“ zwischen vier Holzbrettern direkt in eine Grube. Aber Sitz und Holzdeckel mussten jeden Samstag mit Seifenwasser gescheuert werden, dass man es sah.

### Die „Güllete“

Zweimal im Jahr musste die **Jauchegrube** geleert werden. Der eiserne Deckel draussen musste angehoben und beiseite geschoben werden. Mit dem Gülle-Schüefi musste der Vater zuerst die volle Grube durcheinander kehren. Denn zuoberst war es so dick, dass sich der Grubeninhalt nicht in eine Kanne oder ins Fass hätte giessen lassen. Für uns Kinder war es interessant, dem Vater bei dieser parfümierten Arbeit zuzusehen. Wenn diese Güllete anfang, dann schloss die Mutter sofort alle Fenster von wegen diesem Parfum. Die ganze Nachbarschaft aber hatte auch etwas davon. Aber da war nichts zu reklamieren, denn in allernächster Nähe befanden sich ja auch noch drei bis vier solcher „Entsorgungsstellen“.

Die Gülle musste irgendwohin abgeführt werden. Vor und hinter dem Landolt-Haus waren unsere Gärten. Einige Kannen voll kamen im Herbst auf die umgestochenen Gartenbeete. Den grösseren Teil aber brachte Vater in einem hölzernen Fass auf die Wacht, wo wir ebenfalls einen Garten und viel Land besassen.

Eines Tages waren Vater und Gritli und ich wieder damit beschäftigt, die Gülle auf unser Land oben in der Wacht abzuführen. Von der Wachtstrasse führt ein kleiner und steiler Weg (auch heute noch) zu unserem Garten. Das volle und schwere Güllefässchen hatte der Vater auf unser Leiterwägelchen geladen. Wir alle drei zogen und schoben das schwere Gefährt bergaufwärts. Plötzlich brach vorn die Deichsel, die Vater gezogen hatte. Das Fässchen hob sich samt dem Leiterwagen in die Höhe, dann kippte das Fässchen über das Wagenbord und rollte davon. Unglücklicherweise hatte Gritli die Hände noch am Wagen, als das Fässlein kippte und ihr gleich ein Fingerbeeri abdrückte. Blutend und heulend stand Gritli da. Vater nahm das Kind und eilte mit ihm in das glücklicherweise nur etwa hundert Meter entfernte Doktorhaus. **Dr. [med. Heinrich] Hunziker [1879–1982]** machte die Wundversorgung. Dann mussten wir uns aber wieder dem Güllefässli annehmen.

Auch die Tante Nanettli hatte ihre Jauchegrube gelegentlich zu leeren. Sie füllte die Kannen mit der stinkenden Brühe und entleerte sie im Garten nebenan. Meine Schwester Hanni und ich schauten interessiert zu. Wenn die Tante vom Loch weg war, guckten wir natürlich ins offene Gülleloch, um zu sehen, ob es noch viel von diesem Saft darin hätte. Das bekam nun meiner 10-jähriger Schwester Hanni nicht gut. Vom Ammoniakgeschmack offenbar betäubt geworden, fiel sie kopfvoran in die Grube. Tante kam gleich zurück und frug: „Wo isch’s Hanneli?“ Ich sagte: „im Gülleloch!“

Geistesgegenwärtig konnte die Tante s’Hanneli aus der Grube ziehen. Sie trug das Kind jammernd und betend in unsere Küche, wo die Mutter es wusch und Hanneli bald wieder zur Besinnung kam.

### Unser Garten „im Land oben“

Unser Vater konnte nicht den ganzen Tag im Geschäft sein. Er war halt immer noch sehr mit der Natur verbunden. Zum Landolt-Haus gehörten drei verschiedene **Gärten**. Einer neben dem Ladeneingang an der Webereistrasse, einer beim Hinterhaus neben dem Holzschopf und nochmals ein Pflanzplätz einige Meter weiter hinten. Dort hinten war auch eine Teppichstange montiert. Und ge-



rade daneben hatte sich der Vater ein Häuschen für Kleintiere aufstellen lassen. Zuerst waren Hühner darin, später Kaninchen. Selbstversorgung mit Eiern und Hasenfleisch!

Aber das genügte unserem Vater noch nicht. Irgendjemand hatte ihm geraten, den **Wachthügel** zu kaufen. Der Quadratmeter etwa zu 20 Rappen. Dort könne er einen grösseren Garten einrichten, und die umliegenden Wiesenböcker gäben noch genug Gras für die Kaninchen. Und zudem könne er im Sommer noch viel heuen und dasselbe an die Bauern verkaufen.

Papa hat den Wachthügel gekauft, samt einer wunderschönen Eiche und einigen Obstbäumen. Darunter ein Baum, der im Sommer die süssen, gelben Usteräpfel lieferte. Mama sah zwar mit Besorgnis dieser neuen Herausforderung entgegen. Denn wenn es Frühling, Sommer und Herbst war, verbrachte „Handelsmann“ Landolt, wie er sich beruflich bezeichnete, viele Stunden oben im Land. Der Laden war damit mehr oder weniger ganz in den Händen der Mutter. Und die wachsende Familie mit allen ihren Sorgen auch.

Kaum hatte der Vater im Frühling die Gartenbeete umgestochen, ausgesät und angepflanzt, als im Juni ja auch schon das Heuen begann. Morgens um 4 Uhr schwang der Vater die Sense auf dem steil abfallenden Wiesenbord, mähte das taufrische Graz zu Mahden und kam dann nach getaner strenger Arbeit zum Morgenessen nach Hause.

War das Wetter gut und heiss, mussten die Mahden nachmittags gezettelt werden. Auch am nächsten Tag war noch viel zu tun, bis das Heu von der Sonne getrocknet und dann das steile Bord zur Wachtstrasse hinunter geschleift werden konnte. Zu dieser Arbeit halfen wir Kinder dem Vater gerne. Dazu hatte man die Heuferien.

Unten am Wiesenbord auf der Wachtstrasse stand ein leerer hölzerner Brückenwagen. Da hinauf wurde das duftende Kraut und Heu geladen. Vater stund auf dem Wagen und wir „gaben herauf“. Es war eine harte Arbeit und vor allem bei heissem Sommerwetter sehr ermüdend. War der Wagen vollgeladen, befestigte der Vater die Heufuhre zuoberst mit einem Weberbaum. Schliesslich und endlich konnten wir mit dem hochbeladenen Heuwagen abfahren. Die steile Wachtstrasse hinunter musste man sehr die Bremsen betätigen, während der Vater den Deichsel fest in seinen Händen hielt. Dann ging es durchs ganze Dorf bis hinüber zum Bahnhof. Dort war eine Brückenwaage, wo das Gewicht festgestellt und ein Bestätigungsschein dafür ausgestellt wurde. Der Vater hat dann von irgendeinem Bauer fürs Heuen ein paar Franken einkassiert.

### **Bubenstreiche**

Das machen alle Buben im schulpflichtigen Alter. Wir, Gottlieb und ich Walter, waren nicht besser. Unsere beiden Schwestern schliefen in der Kammer auf der Seite der Webereistrasse. Wir wussten, dass sich Hanny und Gritli schnell fürchteten, besonders zur Nachtzeit. So überlegten Gottlieb und ich, wie wir ihnen ein bisschen das Fürchten beibringen konnten. Tagsüber, als niemand in ihrem Zimmer war, klebten wir aussen am Schlafzimmerfenster ein Hölzchen an die Scheibe. Das Hölzchen war an einem Elastikband befestigt. Daran hängten wir eine Schnur, die draussen bis in den Garten hinunter hing. Wenn man an der Schnur zog, klopfte das Hölzlein an der Scheibe. Als die beiden Schwestern brav im Bett lagen und es dunkel war, betätigten wir unten im Garten die „Einrichtung“. Einmal, zweimal, immer wieder klopfte es an ihr Schlafzimmerfenster. Da gab es im Zimmer Licht. Die Schwestern riefen Mama und Papa um Hilfe. Auch dort gab es Licht. Und wieder pöppelte es am Fensterlädeli. Der mutige Vater schaute nach – und der nächtliche Spuk war entdeckt und vorbei.

Für viele Jahre teilten Gottlieb und ich das gleiche Zimmer. Es lag über der Küche. Das Kamin vom **Holzherd in der Küche** ging schräg und klobig durch eine Zimmerecke. Im Winter, wenn geheizt wurde, hatten wir im Zimmer schön warm. In der ganzen Wohnung war sonst nur die Stube mit einem kleinen grünen Kleinkachelofen heizbar. Die Schlafzimmer hatten fast die gleiche Temperatur wie draussen.

Es war Herbst. Im Garten unten waren die Birnen reif. Der Birnbaum rankte sich an der Holzwand des Schopfes empor und versprach eine gute Ernte. Um frische Luft zu haben, war unser Schlafzimmerfenster gewöhnlich offen. So hörten wir gut, was unten und hinter dem Hause vorging.

„Du Walter“, sagte mir plötzlich Gottlieb ganz leise mitten in der Nacht, „ich glaube, es ist jemand unten im Garten Hörst du? Es raschelt im Laub. Jemand macht sich am Birnbaum zu schaffen, ein Dieb! Dem wollen wir es verleiden oder ihn fassen! Du Walter gehst jetzt ganz leise im Dunkeln

ins Speisekammerli vors Fenster. Wenn ich die Hautüre mit lautem Knarren öffne, machst du dasselbe mit dem geschlossenen Fensterladen. Dann rufen wir: ‚halt, wer da!‘ und springen dem Dieb an den Hals!“ Zwei Minuten später ging es los. Die Haustüre flog auf, der Fensterladen auch, wir brüllten in die Nacht hinaus, machten Licht und Lärm – und jetzt sprang eine Katze vom Birnbaum herunter und auf und davon....

### **Unsere alten Tanten und die Fabrik**

**Zusannell, Nannettli und Hansheiri** hatten ihre Alterswohnung über dem Geschäftsladen. Sie waren Geschwister unseres **Grossvaters Gottlieb Landolt-Frymann**. Alle drei waren ledig geblieben und lebten nun von ihrem Sparbatzen. Eigentlich hätten beide Tanten Anrecht gehabt auf eine Pension, denn der Fabrikbesitzer, Herr **Hans Frick**, hatte für die 2000 Leute der Belegschaft eine **Pensionskasse** eingerichtet. Zusanneli ging praktisch **ihr ganzes Leben lang** in die Fabrik, etwa 60 Jahre lang.

**Die Seidenweberei** hatte goldene Zeiten. So goldig, dass Herr Frick einmal gesagt haben soll, ehe werde die Sihl obsi fliessen, als dass seine Fabrik keine Arbeit mehr hätte. In der Fabrik wurden ja nicht nur seidene Halstücher und Schirmstoff und feine Roben gewoben. Mit der Erfindung der **Jacquard-Technik [Jacquard-Weberei: gemusterte oder figürlich verzierte Gewebe (Bildteppiche, Möbelstoffe, Tischdecken etc.), die auf der von dem Lyoner Weber Joseph-Marie Jacquard (1752–1834) um 1805 erfundenen Jacquardmaschine gewebt wurden.]** wurden **Seidentücher mit 18-karätigem Goldfaden** fabriziert. Für Könige und Fürsten, Kardinäle, Päpste und andere hohe Herren und Damen wurden herrliche farbene und entsprechend teure Schmuckstoffe gewoben. Die neue Technik erlaubte es sogar, **Fotographien** haarscharf in die Tücher einzuweben, Und Kundschaft hatte man in der ganzen Welt. Ich habe selber auf der Post Adliswil gesehen, wie grosse Pakete mit der Anschrift „New York, USA“, spediert wurden. 2000 Leute hatten damit, wenn auch ein geringes Einkommen und lebten von dieser Adliswiler Seidenindustrie.

Als zufällig der stolze Besitzer dieses Unternehmens einmal an unserem Haus vorbeispazierte, nahm mich die Mutter an der Hand. Wir guckten beide verstohlen hinter den Vorhängen durchs Fenster und Mutter sagte: „Sieh, Walterli, das ist der **Brotherr von Adliswil!**“ Das war soviel wie der liebe Gott Nummer zwei.

Aber die Zeiten änderten sich, Ende der Zwanziger-Jahre und dann besonders in den Dreissigerjahren überfiel eine böse Krise die Weltwirtschaft. Die ausländischen Aufträge gingen rapid zurück. Denn auch in Ägypten, in China und in Amerika konnte man schöne Seidenstoffe weben, nicht nur im Sihlthal. Und dazu noch viel billiger.

Die Krise machte auch vor der stolzen Seidenweberei Adliswil nicht halt. Als tüchtiger Kaufmann arbeitete neben dem Boss Frick ein angesehener **Herr Prokurist [in Frage kommen: **Albert Knüsli (1911–1926)** und **Gottlieb Schoch (1925–1932)**, wohl nicht mehr **Gottlieb Jucker (1925–1935)** und **F. Willy Schurter (1933–1935)**]**. Der Mann sah, was kommen könnte. Auch er hatte ein beträchtliches Kapital in die Fabrik investiert. Er mahnte seinen obersten Chef zu weiser Zurückhaltung. Aber Herr Frick liess sich nichts sagen. Er donnerte ihn an, zahlte ihm den Kapitaleinsatz aus und entliess ihn auf der Stelle.

Dann ging es mit dem Geschäft an der Sihl langsam aber sicher bergab. Die Sihl floss nebenbei auch immer noch talwärts. Herr Frick meinte, mit dem für die alten Arbeiter angehäuften **Pensionskapital** seine Firma retten zu können. Entsprechende Gesetze für das Pensionskassenwesen gab es damals noch nicht. Er zahlte wohl seine Schulden mit dem Altersbatzen seiner langjährigen und treuen Fabrikarbeiter. Und deshalb hatten auch meine Tanten keine Rente. Die AHV existierte ja noch lange nicht.

**Hansheiri Landolt**, auch ein Bruder meines Grossvaters Gottlieb, war einige Jahr jünger als seine beiden Schwestern. Er hatte früher in der Epileptischen Anstalt in Kilchberg gearbeitet, später Arbeit in der **Fabrik im Sood** gefunden und nun war er auch ein älterer Mann. Jeden Sommer ging er fleissig in den Wald, um das nötige Holz für ihren Kachelofen zu suchen. Wenn Schulferien waren, ging ich mit dem Hansheiri auch in den Wald. Mit einem knarrenden Leiterwägeli ging es frühmorgens durchs ganze Dorf Adliswil, dann Richtung Buchenegg hinauf auf die Albiskammhöhe. Nach dem Einsammeln

vieler dürrer Äste wurden dieselben aufs Wägeli gebunden und mit dem klappernden Wagen nach Hause gekarrt.

Noch während der Sekundarschule, als Hansheiri nicht mehr so weit zu Fuss gehen konnte, bin ich dann noch mehrmals denselben Weg auf die Buchenegg zum Holzen gegangen. Einmal war ich beim Läuten des 5-Uhr-Morgenglöckleins schon oben beim Weihergehöft und ruhte mich auf einem Bänklein ein wenig aus. Da sah ich in Richtung Dübendorf einen grossen **Ballon** aufsteigen. Es war die erste Fahrt des Professors [**Auguste**] **Piccard**. Nachdem er eine Höhe von 16000 Metern erreicht hatte, landete er andern Tags [**27. Mai 1931**] auf dem österreichischen Gurgl-Gletscher.

Da Hansheiri etwas jünger war als seine Schwestern, erdachte er sich eine Arbeit, um noch etwas Geld zu verdienen. Er ging mehrmals nach Rüslikon spazieren. Immer an den gleichen Ort. Einmal durfte ich ihn dorthin begleiten. In Rüslikon stunden wir lange, lange vor einem Schaufenster still. Dort hinter den Scheiben arbeitete ein Schuhmacher. Er walzte Leder, schnitt Stücke aus einem grossen Kuhleder, hämmerte es weich und rund, legte es auf einen kaputten Schuh auf dem Amboss und fing an zu hämmern. Hansheiri konnte dem Mann stundenlang zusehen. Bis er alles wusste und zu Hause im Schopf auch eine **Schusterei** einrichtete. Der gute autodidaktisch gelernte Schuhmacher begann morgens früh um 5 Uhr mit seinem Hämmern. Sehr zum Ärgernis der noch schlafenden Nachbarn. Aber der Tausendsassa verstund sein abgelauchtes Handwerk und hatte bald viele Kunden.

Unsere Tanten in der oberen Wohnung hielten auf strenge und saubere Ordnung. Sie ermahnten uns Kinder wegen jeder Bagatelle. Sie konnten nicht verstehen, dass die Mädchen Hanny und Gritli an einem heiligen Sonntag keine schwarzen, sondern gewöhnliche farbige Strümpfe trugen. Die beiden Tanten gingen jeden Sonntag in die Kapelle zur Predigt. Hansheiri aber, wie zu seiner Jugendzeit, wanderte Sonntag für Sonntag den weiten Weg in die Kilchberger Kirche.

Im Landolthaus befand sich über den Wohnungen eine grosse „Winde“ (Estrich). Dort tummelten wir uns Kinder natürlich gerne auch am Sonntag herum, womöglich mit andern Freunden. Es hatte dort von den Schuhsendungen viele leere Kisten. Das waren unsere „Häuser“, unsere Festungen. Und wir machten gerne ein bisschen Grampol, extra Lärm. Weil wir wussten, dann käme bald einmal Tante Nanettli herauf, um zu schimpfen. Genau das passierte und wir waren in unsern Schlupflöchern, wohin die alte Tante ja nie hineinkriechen konnte. Dann schlug sie mit dem Teppichklopfer auf unsere Kistenhäuser und schalt wie ein Rohrspatz. Genau daran hatten wir unsern Spass.

Der gute alte Holzsammler und Schuhflicker **Hansheiri** ist dann eines Tages auf dem Sofa in seiner Stube still für immer eingeschlafen. Jahre später [**1941**] folgte auch das **Nanettli**. Dann verblieb **Zusanneli** allein in der Wohnung. Bald machten ihr das Gedächtnis und das Selbständig- und Alleinsein aber grosse Mühe. Sie wurde willig, in das Tabeaheim in Horgen einzutreten. So begleitete ich mein altes Tanti zu Fuss bis Horgen und trug ihr das kleine Köfferchen dorthin. Sie hat dann ihre vielen Jahre dort im Heim im Frieden beschliessen dürfen.

**Unsere liebe Mutter**, Frau **Marie Magdalena Landolt-Hofmann** wurde für uns alle zu früh in die ewige Heimat abberufen. Im Jahre **1940** besuchten Vater und Mutter mich im Krankenhaus **Liestal**, wo ich Dienst tat. Wir waren dann zum Mittagessen eingeladen bei Utzingers in Basel. Im Jahre **1941** war ich im Dienst in der Kaserne **Zug** und erhielt dort den Bericht vom Ableben der Tante **Nanettli**. Im Herbst war ich wieder an meinem Arbeitsplatz bei der Krankenkasse Helvetia in Zürich. Mama erkältete sich eines Tages sehr bei Gartenarbeiten. Das trug ihr eine doppelte Brustfell-Entzündung ein. Trotz ärztlicher Betreuung und der Pflege unserer Diakonisse und Gemeindeschwester **Frieda Wirz**, hauchte sie am Morgen des 21. Oktober **1941** ihren Lebensodem aus. Mein Bruder Gottlieb und ich hatten gerade in dieser Nacht zur Ablösung des Vaters noch bei ihr gewacht. Sie war nur 63 Jahre alt geworden.

Das Ableben unserer guten Mutter hatte viele Konsequenzen. Der Vater war nun allein zuständig fürs Geschäft. Als auch schon bald älterer Mann war er nicht mehr auf der Höhe eines modernen Geschäftsbetriebes. **Hanny** arbeitete als Schneiderin an vielen Orten „auf der Stör“ und Gritli besorgte den Haushalt. In Fräulein **Marie Rohr** bekamen wir dann eine gute Hilfe für den Laden. Aber die Konkurrenz in der nahen Stadt Zürich beeinträchtigte spürbar den Geschäftsgang. Der **Laden** wurde **geschlossen** und die Räume wieder zu einer Wohnung umfunktioniert.

**Unser Bruder Gottlieb** hatte nach seiner **Gärtnerlehre bei Gut** eine Stelle in Kilchberg gefunden. Dorthin fuhr er jeden Morgen mit dem Velo und kam erst abends wieder nach Hause. Später arbeitete er auf einem grossen Gutsbetrieb in Meggen. Als ganze Familie durften wir ihn dort eines Sonntags besuchen. Als er 22-jährig war, wurde er von der Leitung der **Methodistenkirche** als Praktikant (Prediger-Gehilfe) nach Bülach berufen. Dann ging sein Weg für 4 Jahre ins Prediger-Seminar nach Frankfurt am Main. Nach Abschluss seiner theologischen Ausbildung wirkte Gottlieb in Diepoldsau und Teufen. In **Hedy Keller** von St. Gallen fand er eine liebe und gute Gehilfin für sein späteres Predigtamt an verschiedenen Orten in der Schweiz. Unsere Mutter durfte vor ihrem Heimgang noch das erste Kindlein, **Esther**, in ihre Arme nehmen. Der Familie Landolt-Keller wurden dann noch **fünf weitere Söhne** geschenkt.

### **Mein Weg als kaufmännischer Angestellter**

Nach den drei letzten Primarschul-Jahren bei Lehrer Ochsner kam die Sekundarschule. Herr Weber war nun unser neuer Lehrer. Von einem Morgenlied war keine Rede mehr. Der Unterricht trocken und kalt. Lehrer Weber brachte uns französisch bei. Aber wie! Wir ahmten seine Aussprache nach: lää maisons, lää's écoliers, tous lääs hommes ... Die späteren Lehrer im KV schauten mich mit dieser Aussprache komisch an.

Wie vorher schon, sass auch Walter Linsenmaier neben mir auf der gleichen Bank. Wir waren seit Jahren, schon zu Ochsner's Zeiten, ein Zweigespann gewesen. Wir halfen einander gegenseitig aus. Der eine wusste mehr in Sachen Geographie, der andere in der Naturkunde. Im Zeichnen übertrat Walti Linsi aber alle, auch die Lehrer. Mein Bankkollege verliess dann aber leider Adliswil nach dem zweiten Sekundarschuljahr.

Während den Sommermonaten pflegten die Schulklassen regelmässig zum Baden nach Kilchberg zu gehen. Eine gute Stunde Fussmarsch zur Badi am Zürichsee und dann wieder heimwärts. Eines Tages war es auch wieder soweit. Statt Turnen in der Turnhalle oder auf dem freien gekiesten Schulhausplatz hiess es: Wir gehen in die Badi nach Kilchberg. Nach dem stündigen heissen Marsch an der Sonne und auf der staubigen Strasse bis hinunter zum See war die Abkühlung eine Wohltat. Nach der Badezeit dann natürlich wieder antreten und in Zweierkolonne dem Lehrer nach zurück in unser Dorf. Alle stunden bereit zum Abmarsch, als ich bemerkte, dass ich meine Badehosen in der Kabine vergessen hatte. Da ich sowieso einer der Kleinsten immer zuhinterst anzutreten hatte, rannte ich zur Kabine zurück und holte das Vergessene. Auch dem Armin Fritschy war dasselbe passiert. Als wir aus dem Badehaus kamen, war die Klasse mit Lehrer Weber voraus bereits abmarschiert. Ihnen nachrennen? Nein, das war nicht nötig. Wir sahen die Schulklasse immer ein bisschen voraus und hielten unsern Abstand von vielleicht hundert Metern hinter ihnen. Nach dem recht ermüdenden Lauf über die Höhe von Kilchberg hinunter zum Dorfe Adliswil war unser Abstand gleich geblieben. Nun würden wir ja gleich vor dem Schulhaus entlassen.

Aber o weh, Lehrer Weber befahl uns alle sofort hinein ins Schulhaus. Dort hielt er uns eine Strafpredigt wegen Disziplinlosigkeit und Ungehorsam. Schliesslich rief er: „Fritschy und Landolt, kommt nach vorn! Warum seid ihr nicht mit der Klasse marschiert? Rumpfbeugen vorwärts!“ Und schon haute er uns mit seinem Stecken auf den Hintern ...

Während dem dritten Sekundarschuljahr traten diejenigen aus, die bereits eine Lehrstelle gefunden hatten. Der Schüler wurden immer weniger. Es ging Weihnachten entgegen. Eines Abends hörte ich meine Eltern im Gang vor der Ladentüre mit einem Herrn ein Gespräch führen. Es war Herr Heinrich Kunz, Angestellter der Firma Bodmer & Co. in Zürich. Er sei gekommen, um einen neuen Lehrling in dieses Geschäft zu suchen. Lehrer Weber habe ihm Walter Landolt empfohlen (!). Der Eintritt könne sofort, auf den 2. Januar **1933** erfolgen. Abgemacht!

### **Als Lehrling bei der Firma Bodmer & Co. in Zürich**

Noch vor Weihnachten gingen meine Mutter und ich zur Vorstellung in dieses Geschäft an der St. Peterstrasse 20, nicht weit vom Paradeplatz. Da befanden sich nur gerade zwei helle Büroräume. Die beiden Geschäftsherren hiessen Hermann und Fritz Bodmer.

Herr Kunz, der meine Eltern besucht hatte, war der Buchhalter und neben ihm arbeitete der Lehrling Alfred Freund, der nun seine Lehrzeit bald beendet hatte. Herr Bodmer sagte uns, was so ein kaufmännischer Lehrling etwa alles zu tun hätte: dreimal des Tages auf die Post gehen, den Banken Briefe zutragen, vor allem aber gut Schreiben können mit der Schreibmaschine. Der Lehrling müsse auch alle Geschäfts-Korrespondenz lesen und später entsprechende Briefe schreiben. Vom Frühling an habe er dann während drei Jahren die Kaufmännische Schule zu besuchen. Als Monatslohn bekäme ich im ersten Lehrjahr 40 Franken, im zweiten 60 und im dritten Lehrjahr sogar 90 Franken.

Die drei Jahre als kaufmännischer Lehrling gingen ins Land. Täglich fuhr ich mit der **Sihltalbahn** viermal von Adliswil nach Zürich und zurück. Aber das taten ja noch Unzählige mit mir. Als Stift musste ich alles tun. Beim Gang zur Fraumünsterpost musste ich dem Buchhalter Kunz jeden Morgen von einer Konditorei ein warmes Chäschüechli ins Büro bringen. Es kostete 20 Rappen. Ich hielt das warme Chüechli den ganzen Weg, etwa 10 Minuten lang in meiner Hand, hielt es immer wieder unter die Nase und roch den guten Geruch. Selber auch eine solche Kostbarkeit zu kaufen, rentierte mir nicht. Beim Vorbeigehen bei den Telefonkabinen an der Bahnhofstrasse schaute ich immer hin, ob vielleicht im Münzbehälter ein Geldstück liegen geblieben war. Ab und zu war dies der Fall und dann konnte ich mir auch einen Znüni posten.

Das Geschäft Bodmer & Co. war ein Zwischenhandelsbüro für Rohseide. Aus Italien, China und sogar aus Japan wurde Rohseide eingekauft und an die Seidenfabriken der Schweiz und vor allem nach Deutschland weiterverkauft. Nicht alle Seidenballen kamen nach Zürich. Sie wurden von den ausländischen Herstellern direkt nach Deutschland oder sogar nach Polen geliefert. Wir mussten die verschiedenen Seidenqualitäten kennen. Solche Seidenmuster kamen immer wieder in unser Büro in Form einer kleinen Stränge. Sie waren zu befühlen auf Weichheit, Glanz und Farbe. In der Seidentrocknerei Schlieren wurden die Sendungen dann untersucht auf Feuchtigkeit und Festigkeit. Im Fachunterricht der Handelsschule lernte ich auch die Produktion der Seide kennen, vorn Kokon bis zum gewobenen Seidentuch.

Im Keller unseres Geschäftshauses waren immerhin jeweils etwa 20 Ballen zu 100 Kilo Rohseide eingelagert. Ab und zu kamen Sofortbestellungen von Schweizer Fabriken, die dann unverzüglich geliefert werden mussten. Dann hiess es, diese grossen und schweren Hundertkilo-Ballen auf einen Zweiräderkarren zu laden und zum Frachtbahnhof zu fahren. Unsere Zweiräderkarren hatte genau die Spurweite wie das Zürcher Tram. Wenn die eisenbeschlagenen Räder auf den Tramschienen rollten, war es angenehm, den Wagen zu schieben. Aber da tönte plötzlich das Hupsignal eines Trams hinter mir und ich musste wohl oder übel meinen Karren vom Tramgeleise auf die Seite manövrieren.

Herr Kunz war mein direkter Vorgesetzter. Er arbeitete genau mir gegenüber an seiner Buchhaltungsmaschine. Die ersten Wochen verbrachte ich, ausser den täglichen Botengängen, mit Tippen auf einer alten Underwood-Schreibmaschine. Natürlich nach dem Blindschreibe-System. Bis zum Beginn der KV-Schule war mir das Schreiben auf der Maschine bereits geläufig.

Buchhalter Kunz musste während den Abschluss-Arbeiten oft Überstunden machen. Dann blieb er bis spät nachts im Büro. Eines Tages war er auch wieder mit dieser Arbeit beschäftigt. Es mochte nun schon etwa 9 Uhr abends gewesen sein, als er den Heimweg nach Adliswil antreten wollte. Aber o weh, die unterste Haustüre und das Gitter davor waren fest verschlossen. Weder ein Anruf an den Hauswart noch an die beiden Herren Bodmer wurden beantwortet. Nichts zu machen, als auch über Nacht im Büro zu bleiben bis es Morgen ward.

### **Im KV (obligatorische kaufmännische Schule)**

Zweimal in der Woche hatte ich KV. Im Sommer begann der Unterricht (in Zürich) morgens 7 Uhr und dauerte bis 11 Uhr. Ich hätte dann noch für kurze Zeit in die „Bude“ gehen können, die nur fünf Minuten zu Fuss erreichbar war. Aber ich spazierte dann lieber langsam dem **Bahnhof Selnau** zu und im dortigen Wartsaal machte ich schon meine Aufgaben.

An zwei Abenden des Schultages hatte ich ja auch noch 2 Stunden fakultative Fächer, Steno und Italienisch. Französisch war in den Hauptfächern am Morgen Pflichtfach. Unser Franz-Lehrer war ein geborener Russe. Wenn er als erster Klassenlehrer in den Schulraum trat, jammerte er immer über die mangelnde Heizung. Er liebte es gar nicht zu frieren. Wir merkten dies bald und wollten einmal seine Reaktion kennen lernen. Also sperrten wir an einem kalten Wintertag alle Fenster auf und setz-

ten uns an die Pulte wie immer. Dann kam Mr. Français, sah die offenen Löcher, spürte die beissende Kälte, lamentierte los und verliess augenblicklich wieder den Schulsaal, er komme später wieder – sonst ....

Das Fach Italienisch musste ich nehmen, weil wir bei Bodmers viele italienische Korrespondenz hatten. Unser Einkaufsagent in Mailand hiess Giuseppe Pellegatta. Von ihm erhielten wir fast täglich Post und auch ihm wurden viele Briefe gesandt. Ab und zu wurde mit dem Mann auch in Italienisch telefoniert. In der dritten Seki hatten wir bei Lehrer Weber auch schon ein wenig **Italienisch** gehabt. So musste ich mich mit dieser Fremdsprache nicht allzusehr abmühen. Als freiwillige Aufgabe überliess uns der "Tschinggis-Lehrer" ein Thema nach unserer Wahl zum Dozieren. So wählte ich aus einer italienischen Zeitung einen Bericht über „neue astronomische Erkenntnisse“ und kam damit gut an.

Im Bodmer-Geschäft hatten wir auch Verbindungen mit Lyon in Frankreich. Die Firma Madier Frères war Kunde und wir pflegten auch mit diesem Geschäftshaus regen Kontakt. Kleinere Korrespondenzen musste ich ab und zu auch selber in Französisch erledigen. Eines Tages rief mich Herr Fritz Bodmer in sein Büro. Er hatte einen Brief von dieser Lyonerfirma in seinen Händen und sagte mir, ich solle Folgendes beantworten. Dann zählte er mir auf Schwyzerdütsch alles auf, was der Firma zu schreiben sei. Er tat dies immer so, auch bei andern Korrespondenzen, Dann übergab er mir den Brief, damit ich ihn entsprechend seinen Anweisungen beantworte. Aber ich wusste nach dem „Vortrag“ von Herrn Bodmer soviel wie vorher. Ich setzte mich aber gehorsamst an meine Schreibmaschine und versuchte, mich an das Gesagte zu erinnern. So gegen Abend war ich mit dem französischen Brief fertig und brachte ihn dem Chef zur Unterschrift, Aber da gab es ein Hallo. Das und das hätte er doch nicht gesagt. Er habe mir doch etwas ganz anderes gesagt und nicht, was ich da auf das Papier getippt hätte. Fast zornig reichte er mir den schön geschriebenen Brief wieder zurück, ich glaube, er hat ihn noch zerrissen.

Nun war es Feierabend. Gedrückt machte ich mich auf den Heimweg, den zerrissenen Brief in meiner Tasche. Was soll das werden? Ich kann ja niemand fragen. Vielleicht war auch Herr Kunz nicht im Büro gewesen, darum hatte der Chef den Brief mir auf Züridütsch vorgekaut. Vor dem Einschlafen zu Hause betete ich: „Herr, hilf mir!“ In der Nacht wurde ich wach und alles, was mir Herr Bodmer vorgeschwatzt hatte, kam mir jetzt klar in den Sinn.

Vielleicht habe ich es in dieser Nachtstunde noch zu Papier gebracht. Am folgenden Morgen schrieb ich nun den neuen französischen Brief an die Firma und brachte diesen nun dem Chef.

„Aha“, rief er laut aus seinem Büro. „Jetzt ist alles in Ordnung gut so, mein Junge!“ Er unterzeichnete mein französisches Geschreibsel – und fort ging der Brief auf die Post.

### **Der Stift ist immer schuld**

Es war etwa in meinem dritten Lehrjahr. Zwischen der Schweiz und Deutschland bestand der sogenannte "Clearing-Verkehr". Ein Handelsabkommen wegen Währungsproblemen, Hitler war ja 1936 schon an der Macht und die deutsche Mark im Ausland deshalb kursanfällig. Die Begleichung von Fähigkeiten wurde über die Schweizerische Handelskammer in Zürich abgewickelt, dessen Chef ein gewisser Emil Landolt war. Derselbe Mann, der in späteren Jahren der beliebte „Stapi“ wurde.

Unsere Lieferungen von Rohseide ins Ruhrgebiet wurden in Schweizerfranken berechnet und den Kunden in Rheydt und Krefeld zugestellt, Aus den Verkaufsverträgen kannte ich die Menge und den Preis pro Kilo Rohseide. Die Rohseide kostete zu dieser Zeit um die 20 Franken. Wenn einige hundert Kilo geliefert waren, machte dies einen schönen Betrag. Er ging meist in die Tausende.

Wieder einmal stellte ich solche Rechnungen aus, Diese wurden, ohne vom Chef oder Buchhalter kontrolliert worden zu sein (!), am Abend per Post nach Deutschland versandt. Aber o weh, nach ein paar Tagen merkte ich, dass ich falsch gerechnet hatte. Herr Kunz meldete es dem Chef und der sagte mir alle Schande. Er drohte, er müsste es meinen Eltern melden, die für den Schaden aufzukommen hätten!

Wieder eine schlaflose Nacht! Natürlich sagte ich meinen Eltern kein Wort davon. Aber auch in dieser unruhigen Nacht rief ich *den* an, der gesagt hat: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich retten, (dir helfen) wie es in Psalm 50, 15 steht.

Die Sache kam am andern Morgen sofort wieder zur Sprache. Der Kunde in Deutschland könnte darauf bestehen, nur diesen viel kleineren Betrag zu zahlen, der auf der Rechnung stand. Eine Kopie

der falschen Rechnung erhielt auch die Handelskammer in Zürich. Herr Bodmer sagte mir, ich solle (als Stift) die Sache mit der Handelskammer besprechen. Vielleicht, ja vielleicht würde sich etwas machen lassen. Und ich, kleiner Stift mit keinen hundert Franken Monatslohn musste die Handelskammer anrufen und ihr den „Fall“ erklären. Ich merkte bald, Gott stund auf meiner Seite, nicht der Flucher Bodmer. Die Sache ging in Ordnung. Die reiche Firma Bodmer & Companie hatte wegen mir keinen Verlust!

### **Böse Worte wegen dem Religionsunterricht**

Während anderthalb Jahren war ich noch genötigt, das Geschäft jeden Donnerstag eine Stunde früher zu verlassen, um den **obligatorischen Religionsunterricht** in Adliswil zu besuchen. Ich war eben noch nicht konfirmiert. Wenn es dann 5 Uhr abends war und ich gehen musste, mussten wohl oder übel der andere Stift oder Herr Kunz die Post fertig machen, Couverts zukleben und frankieren und beim nächsten Briefkasten einwerfen. Es funktionierte in der Regel gut. Zwar arbeitete ich im Büro bis zur letzten Minute und rannte dann zum Selnau-Bahnhof, um meinen Zug nach Adliswil zu erreichen,

Gute anderthalb Jahre war nie ein Wort über mein Weggehen gesagt worden, Ich war nun im Konfirmandenunterricht bei **Prediger Bühler** und würde das Geschäft nur noch wenige Male vorzeitig verlassen müssen, Eines Tages hatte ich mich in der Arbeit ganz vergessen. Es war ja Donnerstag und jetzt schon 5 Uhr, ich schob alles zur Seite, entschuldigte mich schnell bei Herr Kunz und rannte auf den Bahnhof. Das hatte meinen Vorgesetzten gar nicht gepasst, Herr Kunz war sowieso nicht gut auf Kirche und Gott zu sprechen. Die Sonntage verbrachte er immer auf dem Sportplatz und Fussballspiel war seine Religion. Nun musste halt er wieder einmal die Post fertig machen, Wahrscheinlich hat er sich deswegen beim Chef bitter beklagt.

Als ich am nächsten Morgen wieder im Büro war, kam Herr Bodmer und hielt mir eine lange Standespredigt. Ich sei unzuverlässig und haue nur davon. Er müsse es wohl einmal meinem Pfarrer melden. Ich hörte seine Strafpredigt stehend an meinem Pult an und sagte kein Wort. Wie üblich, sparte Fritz Bodmer auch nicht mit fluchenden Worten, In meinem tiefsten Innern fühlte ich mich unschuldig, konnte und wollte aber nichts erwidern. Wir hatten im Unterricht und in den Gottesdiensten von Jesus gehört, „der nicht schalt, als *er* gescholten ward“ und „es *dem* anheimstellte, der einmal recht richten und beurteilen wird“. Ich steckte einfach alle Vorwürfe ein und sagte kein Wort darauf.

**Beim Abschluss-Examen** im KV erreichte ich mit 1,19 die zweitbeste Note und wurde dafür mit einem Buchgeschenk an der öffentlichen Schlussfeier geehrt. Die besten Resultate wurden in den Zeitungen veröffentlicht und die Namen der Lehrfirmen natürlich auch, Die Herren Bodmer gratulierten mir dann anerkennend für die guten Leistungen, Sie dachten wohl, es sei doch auch ihr Verdienst gewesen. Zum Abschluss meiner Lehrzeit überreichte mir die Firma eine goldene Armbanduhr mit eingeritzter Widmung. Ich habe sie später in Afrika weiterverschenkt.

Dem Flucherchef Fritz Bodmer ist es später nicht gut gegangen, Zwar besass der reiche Herr in Küsnacht eine Villa, Frau und Kind und hatte sich noch ein Chemie-Laboratorium zugelegt. Viele Jahre später traf ich **Hansheiri Günthard** von Adliswil, der auch seine Lehre bei Bodmer absolviert hatte. Er erzählte mir, dass Fritz Bodmer eines Tages mit seinem Pferd ausgeritten sei, zu Boden stürzte und sich ein Bein brach. Im Spital sei er bald darauf an einer Embolie gestorben, im Alter von nur 59 Jahren.

Der Buchhalter Hein Kunz wurde auch nicht alt. Er war, wie gesagt, ein fanatischer Fussballer. Alle Freizeit und Sonntage opferte er diesem Sport-Gott. Hansheiri Günthard sagte mir von ihm, dass Kunz ins Trinken gekommen sei.

Zufällig sah ich ihn einmal beim Bahnhof Adliswil. Ich grüsste ihn aber nicht, denn ich erschrak ob seinem Aussehen. Er verstarb auch im Alter von nur 59 Jahren. Gott lässt sich nicht spotten!

Mein **Religionsunterricht** dauerte im ganzen 5 Jahre. Herr **Prediger Martin Bühler** erteilte uns Buben und Mädchen zuerst den Biblischen Unterricht. 2 Jahre lang lernten wir aus einem einfachen Bibel-Lesebuch die bekannten biblischen Geschichten aus dem Alten und Neuen Testament. Wir Un-

terrichtler waren ja zuvor jahrelang in die Sonntagschule gegangen, so dass uns die biblischen Erzählungen nicht fremd waren.

Aus dem Gesangbuch hatten wir für jede Woche zwei Liedverse auswendig zu lernen. Nach den zwei Bibelunterrichts-Jahren kam der Konfirmanden-Unterricht. Die **Methodistenkirche** hatte einen eigenen Katechismus geschaffen. Darin wurde in über hundert Fragen und Antworten der christliche Glaube erläutert. Herr Bühler kommentierte die schweren Glaubensfragen und wir hatten deren Antworten aus dem Kati für die nächste Stunde auswendig zu lernen. Doch der „Stoff“ ging nicht immer leicht in unsere jugendlichen Köpfe. Mehrmals musste der gute Prediger uns zur Aufmerksamkeit ermahnen und pöpperlte dazu mit dem Bleistift auf den Tisch. Herr Bühler war für unsere Begriffe ein „gestrenger Pastor“. Wir sahen ihnen jedenfalls nie lächeln. Wenn er mit seinem schwarzen „Predigerhut“ durch die Dorfstrasse wanderte, hatten wir ihn ehrerbietig zu grüssen und ihm die Hand zu geben. Mit seiner hohen Gestalt und dem weissen Kinnbart war er eine heilige Respektperson.

Ich hatte bald einmal die vier Jahre Religionsunterricht hinter mir. Nach dem Jahrgang gehörte ich **1933** schon zu den Konfirmanden. Aber nur diejenigen, die in den ersten 6 Monaten des Kriegsjahres 1917 geboren waren, durften konfirmiert werden. Ich war eben erst im August 1917 zur Welt gekommen. Meine Kollegen und Schüler des gleichen Jahrgangs, aber ein paar Monate älter als ich, wurden nun zur Konfirmation zugelassen. Ich nicht.

Also hatte ich nochmals ein ganzes Jahr den Katechismus- und Konfirmanden-Unterricht zu besuchen. Aber gerade jetzt gelangte ein neuer Katechismus, von Lic. Prediger Spörri geschaffen, zur Anwendung. Alles wieder neue Fragen, neue Antworten, andere Liedverse. 166 theologische Glaubenssätze im Frage- und Antwort-Spiel mussten jetzt eingetrichtert werden. Als das Jahr um war, nahm Prediger Bühler mit uns den „Heilsweg“ durch. Wir durften Notizen machen im Hinblick auf eine schriftliche Arbeit, die unsern Unterricht krönen sollte. Ich habe jenes bald vergilbte Papier immer noch, eingelegt in jenen Katechismus von Spörri. Es sind volle 5 Schreibmaschinen-Seiten mit den Untertiteln:

1) Gnadenruf Gottes, 2) Erweckung, 3) Busse, 4) Glaube, 5) Rechtfertigung, 6) Wiedergeburt und 7) Heiligung. Herr Bühler hat die theologische Abhandlung des typisch reinmethodistischen Verständnisses eines Sünders und wie er zu Gott kommen kann, mit seiner Unterschrift besiegelt.

Mein Bruder Gottlieb hat den „Heilsweg“ nach meinen Aufzeichnungen dann einmal in Genf für eine Wochen-Evangelisation verwandt. Für jeden Wochentag also ein Thema.

### **Abschluss des Religionsunterrichtes, sog. Konfirmation**

Bevor wir die sog. Konfirmation erleben durften, gab es sonntags zuvor vor der ganzen Methodisten-gemeinde Adliswil eine Prüfung. Wir waren 8 Konfirmanden, 2 Mädchen und 6 Burschen. Aus dem „neuen“ Katechismus wurden uns die Fragen gestellt, die wir laut und deutlich vor der ganzen Gemeinde zu beantworten hatten. Auch mussten wir Auskunft geben über den Gründer und die Lehre der Methodistenkirche und ihrer Ausbreitung in der ganzen Welt.

Am Palmsonntag, 25. März **1934** fand die Konfirmationsfeier in der Methodistenkapelle Adliswil statt. Heute sagt man „Entlassungsfeier“ aus dem kirchlichen Unterricht.

Zur **Konfirmation** bekamen Töchter und Söhne gewöhnlich ein neues Kleid. Es war nicht üblich, in einem Laden fertige Konfektion zu kaufen. Man liess sich ein neues Kleid von einem Berufsschneider anmassen, anpassen und fertig schneiden. Es hatte zwar in Adliswil mehrere Herrenschneider, sogar in unserer nächsten Nachbarschaft, Aber nein, ich musste nach Thalwil wandern. Denn dort lebte ein Schneider, den der Vater kannte und der Sohn seines Freundes, Hans Hug war dort Lehrling. Also ging ich ein paar Mal die Stunde weit zu Fuss nach Thalwil, um mir einen schönen, blauen Anzug anzupassen. Am Samstag vor dem grossen Feiertag trug ich das neue Gewand stolz nach Hause.

Zum Feiertag waren mein Götti, **Gottfried Hofmann** aus Zürich und meine Gotte, Fr. **Lydia Stauss** aus Fällanden angereist, Wir Konfirmanden hatten eine halbe Stunde vor Predigtbeginn, etwa um 8.30 Uhr in der **Kapelle** zu sein. Denn es war üblich, dass die Konfirmanden an ihrem grossen Tag doch vorher noch die Gebetsstunde im kleinen Saal besuchten. War die Kapelle mit den vielen Leuten besetzt, zogen wir junge Leute, alle festlich neu eingekleidet, hinter dem vorangehenden Prediger feierlich in den schön geschmückten Saal ein.



Dass der grosse **Gemischte Chor** und wohl auch der **Posaunenchor** ihre besten musikalischen Stücke hören liessen, war selbstverständlich. Dann kam die lange und wahrscheinlich eindrucksvolle Predigt des Gemeindepastors in seinem langen schwarzen Frack. Vor dem aufgestellten „Altar“ durften wir unsern Konfirmations-Spruch und ein entsprechendes Spruchbild entgegennehmen. Prediger Bühler gab mir das Bibelwort aus dem Timotheusbrief 5,12 mit: „Kämpfe den guten Kampf des Glaubens, ergreife das ewige Leben, wozu du auch berufen bist und bekannt hast ein gutes Bekenntnis vor vielen Zeugen.“

### **Arbeitslos – dann eine neue Stelle**

Nachdem mein Lehrvertrag zeitlich abgelaufen war, musste ich das Geschäft Bodmer & Co. verlassen. Ein neuer Lehrling, diesmal aus dem Kanton Aargau war bereits da. Ich hatte ihn, Willi Schwizer in den Lehrlings-Funktionen einzuführen.

Ab April **1936** war ich zu Hause und schrieb viele Bewerbungen. Zur Methodistengemeinde gehörte eine Familie **Gehring**. Herr und Frau Gehring waren mit unsern Eltern gut befreundet. Sie wohnten in Kilchberg. Herr Gehring war Abteilungsleiter bei der Zentralverwaltung der Krankenkasse Helvetia in Zürich. Mein Vater sagte ihm, dass ich stellenlos sei. In dieser Zeit half ich einfach zu Hause, was ich tun konnte und nahm aus Zeitvertreib noch die ganze Harmoniumschule durch. Das Spielen dieses Instrumentes kam mir in späteren Jahren sehr zugute.

Eines Tages kam Bericht von der Helvetia, ich hätte dort eine Arbeitsmöglichkeit. Anfangs September durfte ich in der Abteilung für Statistik beginnen. Mein Chef war ein Herr Huber. Ich wurde einem Büro zugeteilt, in dem schon vier weitere Männer vor ihrer Schreibmaschine sass. Alle hatten Bündel von Krankenscheinen vor sich, tippten deren Zahlen und Daten auf farbige Blätter und sprachen fast kein Wort. Die gleiche Arbeit wurde nun auch mir zugewiesen, Hunderte und abermals Hunderte von Formularen, von Ärzten aus der ganzen Schweiz ausgestellt, sektionsweise gesammelt, von der Zentralkasse bezahlt, gingen durch unsere Hände. Keine schwere, eher langweilige Arbeit. Einfach eintippen, was auf den Krankenscheinen eingetragen war: Besuche, so und so viel zu Fr. 2.80; Konsultationen so und so viel zu Fr. 2.10, Extraleistungen, Medikamente, Nachtaxen usw. alles zusammen so und so viel. Das Schluss-Total der Ärzterechnungen musste dann auf unsern Formularen übereinstimmen. Sonst gab es ein langes Suchen und abtippen nach der Fehlerquelle.

Als ich den ersten Arbeitsmorgen hinter mich gebracht hatte, sagte ich mir: Da bleibst du nicht lange! Eine solche geisttötende Arbeit, nein danke! Habe ich doch Sprachen gelernt, mit Berlin, Mailand und Lyon korrespondiert, kenne fast die ganze Seidenindustrie und bin einer der ersten Absolventen des KV gewesen – und jetzt dieses eintönige Geklapper den ganzen Tag ...

Und ich bin 9 Jahre bei der Helvetia geblieben! Denn der Krieg brach ja **1939** aus und da war es nicht ratsam, eine sichere Stelle aufzugeben. Mein Vater sagte mir etwa: „Weisst, die Krankenkasse hat immer Arbeit!“

Ab und zu kam der alte noch amtierende Verwalter, ein Herr Waibel, ins Büro. Er war von kleiner, rundlicher Gestalt. Er schaute uns zu, ohne viel zu sagen und zu fragen. Er ist dann bald einmal gestorben. Aber die ganze Belegschaft von hundert Angestellten arbeitete an seinem Bestattungstag, wie wenn nichts anderes wäre.

Dann kam bald einmal ein neuer Herr Verwalter mit Namen Schmid. Er hatte im Welschland eine Schuhfabrik geleitet und war nun übergewechselt in das Krankenkassenwesen, Auch er kam unangemeldet plötzlich ins Büro getrampt und wir sagten: „Guten Tag, Herr Verwalter!“ Dann schaute er uns in die Schreibmaschine und frug mit seinem Biel-Berner-Dialekt: „Was tüt Ihr da?“ Wir redeten uns gegenseitig alle per Sie an. Und da kommt einer von weit her und sagt allen Herren und Damen Angestellten in Zürich ‘Ihr’ und ‘Euch’.

Ich lernte bald meine vier Herren im selben Büro kennen. Da war Max Welti, immer fleissig und vornüber gebeugt an seiner Maschine. Gegenüber sass Herr Bachmann, der weniger schnell klapperte mit den Tasten. Mir gegenüber sass Ernest Bussien, ein Welschschweizer, der aber in Zürich aufgewachsen war. Und dann war da noch ein Herr Gauch, meist still in sich gekehrt und wenig gesprächig.

Herr Bachmann jammerte gerne über den kleinen Lohn. Da erfand er einen Trick. Eines Tages trug er einen goldenen Ring am Finger. Herr Welti sah es zuerst. „Haben Sie sich verlobt, Herr Bach-

mann?“. Ja, es sei sicher bald für ihn an der Zeit, meinte Bachmann. „Dann müssen Sie das dem Herr Huber sagen. Wissen Sie, in diesem Fall gibt es Lohnverbesserung und eine Familie gründen kostet ja Geld. Ich weiss nicht mehr genau, wie es weiter gegangen ist mit der „Verlobung in spe“. Der Trick hat nicht gehauen.

An einem Montagmorgen erzählte Bachmann, wie er eine Reise nach Paris genossen habe. Das sei halt wunderschön gewesen. Man müsste nur mehr Geld dafür haben .... Er sei zwar erst gegen heute morgen angekommen, aber es sei halt schön gewesen in Paris, Wir hatten dem Paris-Reisenden neidisch zugehört. Dann wurde er still und stiller, auch seine Schreibmaschine tapperte nicht mehr. Und plötzlich fiel sein schwerer Kopf mit einem Tätsch auf die Maschine.

Ernest Bussien war eines Samstags vor dem Nachhausegehen übermütig guter Laune. Er nehme an einer Abendveranstaltung teil. Er freue sich auf eine mögliche Bekanntschaft mit einem netten Fräulein. Am Montagmorgen kam er ganz niedergeschlagen ins Büro und sagte kein Wort.

### **Militärdienst als erholsame Abwechslung**

Nach ganz knapp einem Jahr im Bürodienst der Helvetia musste ich zur Rekrutenschule nach Andermatt einrücken. Und schon im folgenden Frühjahr wieder für vier Wochen die sogenannte Gefreiten-schule in Luzern besuchen. Noch im selben Jahr, **1938**, fand der erste dreiwöchige Wiederholungskurs meiner militärischen Einheit, dem Gebirgsschützen-Bataillon 10, in Göschenen statt.

Der Dienst als Sanitäts-Soldat in den verschiedensten Regionen der Schweiz, vor allem im Gott-hard-Gebirge, waren für mich erholsame Ferientage. Weit weg von Stadt- und Schreibmaschinen-Lärm genoss ich in freier Natur so richtig die „militärbefohlene“ Abwechslung. Zudem empfand ich meinen Dienst als Samariter unter den Soldaten als sinnvolle Ergänzung zum sonst so eintönigen Bürobetrieb.

Im September **1939** brach dann der Zweite Weltkrieg aus. Die Folge davon war eine vermehrte Abwesenheit während den nächsten 5 Jahren. Die Statistkarbeit im Büro der Helvetia blieb verstaubt liegen, bis die Soldaten jeweils wieder nach Wochen oder sogar Monaten ins Geschäft zurückkehrten.

Zum Glück funktionierte während den Abwesenheiten im Beruf die Erwerbsausfallentschädigung. Meine Eltern bekamen von meinem Lohn volle 90% für die im Militärdienst zugebrachte Zeit.

Meine Erlebnisse im Militärdienst habe ich **in einem besonderen Kapitel niedergeschrieben**. Ein kleines Album mit gesammelten Fotos aus dieser unruhigen und doch gesegneten Zeit belegt jene unvergesslichen Tage der für uns glimpflich abgelaufenen „Kriegezeit“.